

Ein Ausschnitt aus dem Buch "Die Geschickten und Sitten oder die Beschreibung eines Landes, welches der Handelsreisende Bartholomeo d'Anitti friedlich durchwanderte", erzählt vom erwähnten d'Anitti ausführlich und ungeschminkt.

Wie ich gleich am Anfang des Buches erwähnte, bin ich einen grossen Teil meines Lebens gewandert und habe dabei viele Länder gesehen, manche nach meinem eigenen Wunsch, andere aber im Auftrag des Hofes. Ich hatte das Reisen dermassen liebgewonnen, dass ich zu Hause kaum länger als ein paar Tage bleiben konnte. Zwar überfiel mich in der Fremde nicht selten schwere Melancholie und Heimweh, aber sobald ich heimgekehrt war, zog mein Herz mich wieder nach den unbekanntem, nie gesehenen Ländern. Wo ich mich dann auch befand, ich lernte nach Möglichkeit die Sprache des Volkes. Anfangs liess ich sie mir von den Einheimischen beibringen. Nachher aber, als ich merkte, dass die Fremdsprachen mir leichtfielen, versuchte ich sie noch vor der Abreise daheim zu lernen. Jedem, der das Reisen liebt, empfehle ich es, weil die Sprachkenntnis es dem Reisenden um vieles erleichtert. Vor allem geht viel Zeit durch das Dolmetschen verloren. Ausserdem gewinnt man einen Fremden viel eher, wenn man ihn in seiner Sprache anredet. Auf diese Weise hat man schnell sein Vertrauen gewonnen, und er schüttet einem eher sein Herz aus. Das merkte ich überall. Die Natur des Menschen scheint nun einmal so eschaffen zu sein.

Als ich 65 Jahre alt geworden war, beschloss ich das Reisen aufzugeben. Ich fühlte mich alt, meine Kräfte nahmen ab, und von Zeit zu Zeit schlich sich sogar Angst heran, dass mich der Tod unterwegs ereilen und dass mein Leichnam in der Fremde bleiben könnte. Hat doch der Mensch das unbewusste Verlangen, in seinem Heimatland bestattet zu sein, dort also, wo seine Ahnen ruhen. Wenn ich plötzlich sterbe, so werde ich alle meine Kenntnisse und die ganze Erfahrung, die ich während der vielen Reisen erworben habe, ins Grab mitnehmen müssen, und dieses Buch, das ich jetzt schreibe, wird dann ungeschrieben bleiben.

Der geneigte Leser soll nicht denken, dass ich nach Ruhm und Name strebe, wie es manche tun. Nein, ich habe während meiner Reisen soviel Gefahr gesehen und Not erlitten, dass von meinem Jugendehregeiz nichts mehr übriggeblieben ist. Ruhm und Name macht mir nichts aus. Ein schlichtes und strenges Leben bedeutet mir viel mehr und das einzig Mögliche für mich. Das Schreiben des Buches erachte ich für meine Pflicht, da ich früher glaubte und auch jetzt davon

überzeugt bin, dass ein Mensch, der über gewisse Kenntnisse verfügt, sie einem anderen zu übermitteln hat. Nimmt er sie mit, so wird er im Jenseits dafür Rechenschaft ablegen müssen. Aus diesen zwei Gründen also habe ich das Reisen aufgegeben. Vielleicht war ich schon müde, sehnte mich nach Ruhe. Zu jenen zwei Gründen gesellte sich allem Anschein nach also noch dieser dritte. Wie dem auch sei, ich reiste nicht mehr und zum erstaunen meiner Verwandten und Freunde verkaufte ich mein herrliches Haus, den Lieblingsaufenthalt meiner Freunde, wo wir uns nach jeder meiner Reise versammelten und wo wir mehr als eine Nacht bis zum Tagesanbruch in gemütlichen Gesprächen verbracht hatten. Ich hatte darüber hinaus meinen ganzen Immobilienbesitz ausserhalb der Stadt veräussert. Dafür kaufte ich im Süden des Landes, am Meer, einen kleinen sonnigen und waldreichen Winkel und liess mir dort ein Haus bauen, das meinen Nächsten und Freunden noch mehr Anlass gab, mich für einen Sonderling zu halten. Aus dem Haus wurde in der Tat etwas Ungewöhnliches: abgesehen von dem geräumigen Arbeitszimmer, dem anstossenden kleinen Schlafzimmer und den Stuben für die Dienerschaft hat es noch Räume, deren Zahl genau der Zahl der Länder entspricht, die ich bereist hatte. Jedes dieser Zimmer stellt ein Land in Miniatur dar, eingerichtet nach der dortigen Art, ausgestattet mit entsprechenden Gegenständen. Schon seit sieben Jahren wohne ich in diesem Haus, in Gesellschaft von nur 3 Dienern und 2 Köchen. Ich gehe fast nie aus. Bis zum Mittag sitze und schreibe ich in meinem Arbeitszimmer. Nach dem Mittagessen gehe ich im Hain spazieren, der am Ende des Hofes liegt. Abends wandere ich aus einem Zimmer ins andere, sehe mir die zahlreichen aus den fremden Ländern mitgebrachten Souvenirs an und denke an die vergangene Zeit zurück. Mein Leben vergleicht man zuweilen mit dem eines Einsiedlers. Aber von was für einem Einsiedlerleben kann in meinem Fall die Rede sein, wenn kaum eine Woche vergeht, ohne dass mich drei-vier Mal Freunde besucht haben. Ich empfangen sie bald in einem, bald im anderen "Land". Auch den Tisch decke ich dann nach den jeweiligen Sitten. Wie sitzen dann am Tisch, trinken Wein und unterhalten uns. Hier und da erzähle ich, wenn ich darum gebeten werde, auch ein Reiseerlebnis. So lebe ich und erwarte Gottes gebeten werde, auch ein Reiseerlebnis. So lebe ich und erwarte Gottes Entscheid...

Derjenige, der ein Reisebuch schreibt, muss unbedingt die verschiedensten Neigungen und Interessen der Leser berücksichtigen. So interessiert sich der eine für Geographie eines Landes: für seine Lage und Grenzen, für das Klima, für die Bodenbeschaffenheit und die Länge der Flüsse und die Dichte der

Wälder; den anderen fesseln Peripetien in der Politik, Kämpfe um den Thron, Verschwörungen und Intrigen; mancher schwärmt für die Baukunst, ihn interessiert, welcher Art Häuser gebaut werden, ob Ziegelsteine gebrannt oder nicht, wie die Schlösser befestigt werden, wieviel Last die Brücken standhalten; wieder andere zeigen Interesse für das Leben des Volkes, für seine Abstammung, seit wann es sich hier niedergelassen hat, für seine Sitten und Bräuche und wie es den Gottesdienst verrichtet; manche haben kein Interesse für wissenschaftliche Beobachtungen, sie ziehen unterhaltende Erzählungen, bunte Geschichten, Abenteuer und Anekdoten vor. Deshalb muss ein Reisebuch so verfasst werden, damit ein Mensch jedweden Charakters darin etwas für seine Seele finden kann: entweder etwas Ernstes oder zum Amüsieren. Ich bemühe mich, gerade diese Regel einzuhalten: ausführlich und genau beschreibe ich alles, was ich mit eigenen Augen gesehen oder was ich von anderen gehört hatte. Dabei füge ich hier und dort unterhaltsame Geschichten ein, die bald ernst, bald drollig, bald auch traurig sind. Heute beschreibe ich die Geschichte von Antonio und David. Wenn der Leser bei der Lektüre dieser Geschichte ebenso nachdenklich und traurig wird, wie meine Gäste gestern abend waren, als ich sie ihnen erzählte, werde ich meine Aufgabe als erfüllt betrachten.

Heute regnet es, und es weht seit dem frühen Morgen ein kalter Herbstwind. In dieser Zeit, wenn der Wind heult und der Regen mit seinen schrägen Strahlen an die Fensterscheiben monoton trommelt, kommen mir stets traurige Gedanken und überwältigen mich dermassen, dass ich sie auch mit geistiger Anstrengung nicht zu überwinden vermag. Auch gestern war es so: den ganzen Tag regnete es unaufhörlich, und ich konnte mich nicht zu einer Arbeit sammeln. Untätig sass ich am Schreibtisch und versuchte vergeblich, von jener Stelle an weiterzuschreiben, an der ich gestern stehengeblieben war. Ich sass lange da und starrte ins Fenster. Über dem Meer lag ein dichter Nebel, und es regnete so eintönig, dass man glauben könnte, es würde nie aufhören. Von den Bäumen fielen die letzten Blätter ab. Allenthalben herrschte schwere Melancholie, die jeden Gegenstand durchdrang. Als ich dann endlich begriff, dass ich nicht imstande war, zu arbeiten, begann ich im Zimmer auf und ab zu gehen. Eine unbegreifliche, grundlose Schwermut lag mir am Herzen. Nachdem ich nun alle "Länder" durchwandert hatte und am Ende in jenes Zimmer gekommen war, das "Kolchis" hiess, ballte sich die ganze Schwermut an einem Ort zusammen, und es stand auf einmal von meinem geistigen Auge Davids Bild. Ich setzte mich vor den Kamin, starrte auf die kalte Asche und gab mich den

heranbringenden neuen Gedanken hin. Gegen Mittag besuchten mich meine Freunde, und meine Schwermut wich zurück. Ich habe, Gott sei dank, viele Freunde, die mich bei beliebigem Wetter besuchen. Ich sagte schon, dass sie mich gegen Mittag besuchten.

Von meinem Hoftor führt ein pfeilgerader Weg in die Allee, und meine Diener hatten die Kutsche deshalb schon von weitem erblickt. Die Gäste wollten durchaus, obgleich sie hier schon gewesen waren, das Haus ansehen. Ich führte sie durch alle Räume, zeigte ihnen jedes Zimmer. Am Ende blieben wir in der "Kolchis" stehen. Ich lud alle zum Abendbrot ein. Die "Kolchis" gefällt meinen Freunden besonders. Jedesmal betasten sie begeisterungsvoll alle ihre Gegenstände und stellen dabei immer neue Fragen. Ich befriedige ihre Neugier von Herzen gern. Ausführlich erkläre ich ihnen Zweck und Beschaffenheit jedes Gegenstandes. Dabei nenne ich ihre georgischen Namen, die, wenn man sie laut ausspricht, einen süßen und traurigen Duft auszuströmen scheinen. Gestern wurde besonders viel besichtigt und der silberne Dolch mit Gürtel und Scheide gelobt. Das freute mich ausserordentlich, weil er David gehört hatte. Als der Abend heranrückte, machte ich Feuer im Kamin. Wir setzten uns auf dreifüssige Schemel um die Tabla¹. Der Diener brachte uns das Abendbrot: in einem irdenen Topf gekochte Bohnen, heisse Mtschadi², Käse, Grünzeug sowie Wein in einem Weinkrug. Wir liessen es uns schmecken und unterhielten uns über dies und jenes, wie es in einem engen Kreis üblich ist. Dann wurde ich gebeten, etwas zu erzählen. Ich erzählte ihnen die Erzählung von Antonio und David. Als ich dann am Ende meiner Geschichte war, trat tiefe Stille ein. Und nichts störte diese Stille ausser dem Träufeln des Regens. Tiefe Schwermut überfiel die Gäste, und sie wurden alle nachdenklich. Schliesslich löste der gute Wein uns die Zunge.

Erst gegen Mitternacht brachen sie auf. Ich bat sie aufrichtig zu bleiben, aber sie wollten nichts davon hören. Angetrunken wie sie alle waren, stiegen sie in die Kutsche und fuhren los. Ich begleitete sie bis zum Haustor. Als ich zurückgekommen war, ging ich wieder in das Zimmer, in dem wir den Abend verbracht hatten. Ich setzte mich vor den Kamin und sah auf die Glut. Meine Gedanken flatterten in der fernen Kolchis und reifen wieder meine Erinnerungen wach.

¹ Ein langer niedriger Tisch in Megrelien (Westgeorgien)

² Maisbrot

Heute weht wieder ein Herbstwind, und wieder regnet es ohne Unterlass . Ich beschloss deshalb, zeitweilig die Beschreibung der äthiopischen nationalen Tracht aufzugeben und an ihrer Statt dem Leser über die Abenteuer von Antonio und David zu erzählen.

ANTONIO

Diese Geschichte trug sich vor 40 Jahren zu. Ich war damals 32 Jahre alt, während Antonio – Gott segne diese reine Seele! – 5 Jahre älter war. Eines Tages hiess mich ein hoher Hofbeamte, dem die Reiseangelegenheiten oblagen, in den Palast kommen. Er sagte mir, ich sollte mit noch 17 Männern in die Kolchis fahren. Dieses Land, das, wie uns die antiken Schriftsteller überzeugen, einst ein mächtiger und einheitlicher Staat gewesen war, bestand zu jener Zeit aus winzig kleinen Fürstentümern. Die Regenten dieser Fürstentümer, die sich aus Ehrgeiz und Eitelkeit nicht selten grosse Könige dünkten, lebten in einer nicht enden wollenden Zwietracht miteinander, weshalb sie dem äusseren Feind keinen gehörigen Widerstand leisten konnten. Einer dieser "Könige" sandte einmal an unseren König einen Boten und bat ihn um Unterstützung im ungleichen Kampf seines Volkes um seine Freiheit und um die Verteidigung des christlichen Glaubens gegen die Angriffe der Moslems. Dieser Fürst also ersuchte unseren König um Darlehen, damit er ein Heer unter den wandernden Stämmen in Dienst nehmen konnte. Er bat noch um Handwerker, besonders dringend brauchte er aber Waffenmeister, Hüttenarbeiter und Geistliche, die durch ihre Predigten und das persönliche Beispiel das hiesige Volk im Glauben an Christus stärken sollten. Im königlichen Palast kam man zum Schluss, dass bevor man sich zum Darlehen entschliesse, dieses Land gründlich kennengelernt werden sollte. Meister und Geistliche wurden dem Regenten gern versprochen. Es wurde ihm auch ein Kaufmann ohne weiteres hinzugegeben. Dabei fiel die Wahl auf mich. Zu dieser Zeit hatte ich schon einige Länder bereist. Ich war damals auch schon im Handel bewandert, und es nahm deshalb niemand wunder, dass ich gewählt wurde.

Die Politik anerkennt bekanntlich keine Selbstlosigkeit sowie keine reine Menschenliebe. Dem Staat kommt es vor allem auf Eigengewinn an, und das Hauptziel unserer Reise war deshalb: festzustellen, welchen Nutzen unser Land daraus gewinnen könnte, wenn wir diesem Fürsten Hilfe leisten würden. Ich

willigte gern ein, da die Reise in dieses Land, von dem die antiken Autoren voller Begeisterung schrieben, schon längst mein Wunschtraum gewesen war. Ich fragte, wann es losgehen sollte. Der Hofbeamte konnte mir den genauen Termin der Abreise nicht nennen (vielleicht verheimlichte er ihn mir, wie er mir vor bestimmter Zeit die Namen meiner Gefährten verschwiegen hatte). Er sagte nur, ich verfüge noch über ein halbes Jahr Zeit. Danach sollte ich am selben Tag bereit sein, mich einzuschiffen, an dem ich berufen sein würde.

Sechs Monate war viel Zeit. Offen gesagt, brauchte ich zur Reisevorbereitung dieser Art gar keine Zeit. Ich war damals ein leidenschaftlicher Reisender. Hätte man mir in der Morgendämmerung gesagt, ich sollte in ein fernes Land reisen, so würde ich am selben Nachmittag alles für diese Reise vorbereitet gehabt haben. Unter Vorbereitung meine ich nämlich etwas ganz Besonderes. Dieses halbe Jahr brauchte ich, um Erkundigungen über dieses Land einzuholen. Ich wollte dadurch Zeit während meines Aufenthalts in diesem Land sparen. Von der Abreise würde man uns ohne Zweifel Ratschläge und Auskünfte geben, aber Auskünfte, die von Auskundschaftern gesammelt worden sind, haben doch in der Hauptsache politischen und militärischen Charakter. Sie sind zwar genau und vertrauenswert, aber doch letzten Endes provisorisch und entsprechen Situationen, die heute so und morgen ganz anders sein können. Ich brauchte für meine Reise wesentlichere Angaben: ich wollte etwas über die Natur des Volkes, seinen Charakter, seine Bräuche und Sitten, kurz, ich wollte das wissen, was sich im Laufe von Jahrhunderten entwickelt und bewährt hat.

Ich war kaum aus dem Palast gegangen, als ich meinen Plan zu verwirklichen begann. Damals dienten im Hof zwei Georgier, welche hohe Ämter bekleideten. Schon diese Tatsache allein sprach für die Vorzüge und Begabung dieses Volkes. Ich beschloss, diese zwei Männer kennenzulernen. Ich bat sie um Audienz. Ich verriet ihnen sogleich den Zweck meines Besuches. Zu meinem grössten Erstaunen wurde mir meine Bitte von den beiden Beamten abgeschlagen, sehr höflich zwar, aber um so fester. Ich war dank vielen Umständen, wie z.B. Herkunft, Stellung, die ganz besonderen Verdienste meines Vaters und Grossvaters um die Krone und nicht zuletzt dank meinen aufsehenerregenden Reisen ein stets willkommener Gast im Palast. Umsomehr wunderte mich die Absage der beiden Georgier. Als ich meinen Freunden, die diese Männer verhältnismässig gut kannten, die Verwunderung darüber zum Ausdruck brachte, lächelten sie und sagten: "Du hast ihnen nicht im voraus den

Grund deines Besuches verraten sollen". Es stellte sich heraus, dass diese Georgier stets dafür sorgten, ihre fremde Abstammung nicht auffällig zu machen. Zu Hause sprachen sie die Sprache unseres Landes und taten, als ob sie ihre Muttersprache schon längst vergessen hatten. Sie taten es, damit, falls am Hofe eine für sie ungünstige Situation entstünde, niemand ihre fremdländische Herkunft benutzen und sie um ihre Stellungen bringen könnte. Die Sorge derjenigen um ihren Posten, die vom Lohn leben, ist mir vollkommen begreiflich und würde kaum von jemandem getadelt werden. Aber die Lossagung von seiner Heimat aus nur diesem Grund ist meines Erachtens unwürdig und kann weder von Gott noch vom Menschen gebilligt werden. Aber ich wusste damals noch nicht, was ich dann während meiner Reise erfuhr, dass nämlich eine unbegreifliche Kraft in einer Faust solch entgegengesetzte Eigenschaften des Volkes zusammenhielt wie Verrat und Aufopferungsbereitschaft, Liebe und Hass, Feigheit und Kühnheit, Bosheit und Gutherzigkeit. Als ich seinerzeit die Bräuche und Sitten der Kolcher und Iberer beschrieb, sprach ich bereits darüber eingehend. Wenn ich nun diese hochgestellten Beamten erwähne, so nur, um die oben ausgesprochene Meinung zu bestätigen. Diese zwei Männer bildeten den einen Pol meiner Meinung. Den zweiten aber stellte der kleine schwächliche Sargmacher dar, den ich nachher kennengelernt hatte. Ein Bekannter von mir hatte mich zu diesem Mann geschickt, als er erfuhr, dass ich einen Landsmann suche, der seine Heimat und seine Sprache noch nicht vergessen hat. Der Sargmacher besass eine Werkstatt in der Innenstadt, in einem geräumigen halbdunklen Souterrain. Kaum hatte ich die Schwelle überschritten, als mir der Sargmacher, ein kleiner Mann mit einer Glatze, einer langen Nase und einem grossen Schnurrbart, entgegenkam.

"Kommen Sie bitte herein, mein Herr! Willkommen in meinem Heim!" Er breitete die Arme aus und verbeugte sich tief vor mir. Bevor ich zu Worte kommen konnte, begann er das Lob seiner Ware herauszusprudeln. Er beteuerte, sie sei vom besten Holz und klopfte dabei zur Bestätigung seiner Worte auf die Särge. Sie seien, meinte er, für längere Zeit gemacht. Als ich ihn unterbrach, indem ich sagte, ich brauche keinen Sarg, veränderte sich sein Gesicht, das Feuer in seinen Augen erlosch jäh, er wurde traurig und beklagte sich, niemand sterbe mehr, die Kunden müsse man mit einer Kerze am Tage suchen, Gott habe sich völlig abgewendet von dieser Stadt, in welcher es schon seit langem keine Seuche gebe, das Volk vermehre sich bedrohlich und wenn es so weiter gehe, würde man sehr bald keinen Platz mehr auf Erden finden, wohin der Mensch mit

seinem Fuss treten könnte... Ich fiel ihm wieder ins Wort und sagte, das interessiere mich nicht, sondern ich möchte etwas über sein Land wissen und ob er mich darüber etwas informieren könne. Er verstummte sofort, als ob ihm das Wort in der Kehle steckengeblieben wäre. Er sah mich lange und mit einem seltsamen Blick an. Dann entging seiner Brust:

"O, mein Land!" Er konnte aber nichts weiter herausbringen, da er in Tränen ausbrach. Er weinte, indem er sich in die Brust schlug und ab und zu herausstöhnte: "Mein Land! Mein geliebtes Land!" Er jammerte so bitter, dass ihm das Herz beinahe barst. Was hatte dieser Mann hier verloren, dachte ich, wenn er an seiner Heimat so hängt. Als ich ihn näher kennengelernt hatte, erfuhr ich, dass er in jungen Jahren hierher gekommen war (aus Dummheit, sagte er mir), dann eine hiesige Frau heiratete und auf diese Weise hier geblieben war, und wenn uns einmal eine ganz kleine Seuche heimsucht, gestand er (dabei hatte er einen selig träumerischen Gesichtsausdruck), würde er alle Särge verkaufen, Reisegeld sammeln und vor Weib und Kind hier fliehen. Er erklärte noch, er werde schon alt und wolle in seiner Heimerde begraben werden. Eine Handvoll heimatliche Erde sei ihm teurer als das ganze hier erworbene Haus mit Kind und Kegel. Ich verstand diesen Mann anfangs nicht. Nach und nach aber, als ich immer tiefer in seine Seele sah, begann ich ihn zu begreifen. Das Wichtigste dabei war: ich lernte es, aus seiner Überempfindlichkeit einige Fäden der Aufrichtigkeit herauszuziehen. Am Ende wurde ich darin so geschickt, dass ich ihm ein paar in der Tat nützliche Kenntnisse über seine angebetete Heimat ablisten konnte. Ich muss gestehen, dass mir dies nicht ohne Mühe gelang, da er, sobald er über sein Land zu sprechen begann, sich in die Brust schlug und fast nur Allgemeinheiten wie: "Boden", "Quelle", "Wiese", "die Gebeine der Ahnen" u. a. m. aussprach. Diese einige unbedeutende Angaben, die er mir mitgeteilt hatte, würden mir selbstverständlich keinen grossen Nutzen bringen, aber dieser Mann war mir in anderer Hinsicht nützlich: ich lernte von ihm die Sprache seines Landes. Dabei legte er ein grosses Können und keinen geringen Scharfsinn an den Tag. Er dachte ganz besondere Methoden aus, von denen ich weder gelesen noch gehört hatte und brachte mir auf diese ungewöhnliche Art seine Muttersprache bei. Ich bezahlte dafür auch gut. Ich weiss nicht, ob dieses Geld ihm dazu ausreichte, um seiner Familie zu entfliehen und in seine zum Wunschtraum gewordene Heimat zurückzukehren. Und wenn es dann reichte, ob er sich für diesen gefährlichen und meiner Meinung nach unvernünftigen Schritt

entschieden hatte. Aber ich sah diesen Mann seitdem nicht mehr und hörte auch nichts mehr von ihm.